

Vom Lesen und vom Schreiben und vom Umgang damit

3. Liechtensteiner Bücherfrühling in der Schaaner Stein-Egerta: Ein Wochenende voller Wörter, Sätze und Texte zum Thema «Fremd-Sein»

(r.) – Lesen und Schreiben wird in der Schule gelernt. Wird Lesen und Schreiben in der Schule gelernt? Zwei Tage wurde am 3. Liechtensteiner Bücherfrühling gelesen, was geschrieben worden war, darüber gesprochen, was gelesen worden war. «Fremd sein» lautete das Thema. Und fremd mag einem das erschienen sein, was der eine meinte sagen zu müssen, heimisch fühlte man sich dort, was eine andere zu sagen hatte. Von philosophischen Exkursen über eine Computerinstallation bis hin zu Mundarten der Region – sich darauf einzulassen hiess, Facetten des Fremdseins kennenzulernen, eine Ahnung eines Gefühls zu spüren.

Der Wind, der die Blätter der Bäume im Park Stein-Egerta rauschen lässt, lüftete auch durch die Köpfe. Lüftete sie frei. Denn was da auf die doch erfreulich zahlreich erschienenen Interessierten zukam, war anstrengend, amüsant, anspruchsvoll. Nachstehend ein – wenn auch unvollständiger – Streifzug, ein Streifen des heimischen Schreib-Schaffens, präsentiert am letzten Wochenende am 3. Liechtensteiner Bücherfrühling.

Rita Fehr: Apokalypse

Die Bons für eine warme Mahlzeit, die kürzlich per Post zugesandt bekam, haben sie gerührt, sagt sie. In einen blauen Abreissbon-Rahmen verpackt sie denn auch ihre Gedichte. Blau – rot, kalt – warm: Metaphern für Liechtenstein. Rita Fehr schafft Kunst, ist Grafikerin – und schreibt. Und echt ist ihre Freude, etwas präsentieren zu können, was sie geschrieben hat. Und ebenso ehrlich fragt sie: «Soll man noch Geist auf Papier bannen? Soll man noch schreiben?» Fragt's und antwortet an diesem schönen, frischen, sonnigen Nachmittag mit Todessehnsucht und Apokalypse, zitiert Philosophen und Radio-Sendungen, spricht von ihren Gedichten, als ob sie ihr zugeflogen seien. Fix und fertig lasse sie sich machen von ihren Gedichten, sagt sie. Eine, die auf der Suche ist. Eine, der man wünschen möchte, dass sie ihre Antwort nicht beim von ihr zitierten Philosophen suchen möge, der schon im Leben so tot wie möglich sein möchte.



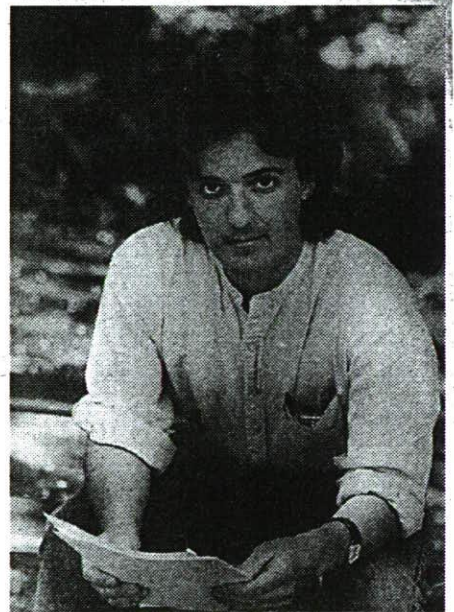
«Der Computer ist ein raffinierter Pinsel»: Regina Marxer.

Regina Marxer: Sprache verfremdet

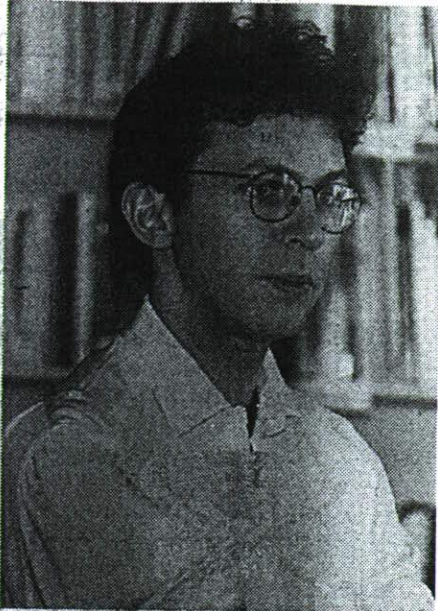
«Der Computer ist ein raffinierter Pinsel.» Ein Ding, das ebensolche kreative Möglichkeiten biete wie Pinsel und Papier. «H. Ehrengast» heisst ihre Computerinstallation, ihre sprechenden Schuhe, die dazu auffordern, Wörter und Sätze nach Schluss der Veranstaltung an der Garderobe abzugeben. Dieser Aufforderung brauchte ich nicht nachzukommen, kamen mir doch die Wörter und Sätze schon während der 18 Computer-Minuten abhanden. Durchaus gewollt sei es, dass der Zuhörer, die ZuhörerIn nicht mehr wisse, was gesagt worden sei. Denn so viel werde gesagt, werde geschrieben, zu viel eben. Sprache wurde verfremdet – nicht allein durch den Computer an sich (ein Programm übrigens, dass Regina Marxer eigens für sich herstellen liess), sondern durch die Verwendung mehrerer Stimmen, die immer dieselben Worte sprachen. Wer es nicht gehört hat, wird es nicht verstehen. Wer es gehört hat, versteht vielleicht auch nicht mehr. H. Ehrengast – eine Aufforderung, die Sprache vorsichtiger zu gebrauchen.

Pio Schurti: Wo tut das Heimweh weh?

Erdig und fassbar wird das Fremd-Sein, wenn Pio liest und erzählt. «Heim in die Fremde» heisst sein Text, «Der Versuch, ein Gefühl zu beschreiben». Er sei einer, der sich überall daheim fühle, sagt er, in Manhattan ebenso wie in Triesen. «Was mich am meisten befremdet hier, dass ich allen erklären muss, wie ich mich hier wieder daheim fühlen kann, nachdem ich einige Jahre in den USA gelebt habe.» Vom Wiederfinden der Heimat, von der Enge und von der Weite, von dem, wie Einheimische Heimat beschreiben, und von dem, dass einer seine Heimat lieben (obwohl ja kein Hiesiger von Liebe sprechen würde und keine grad auch nicht) kann, obwohl er sie kritisiert. Oder von dem, dass einer seine Heimat kritisieren kann, obwohl er sie liebt. Oder so. «Wo tut Heimweh weh? Daheim. So wie das Kopfweh im Kopf weh tut.» Vom Reden über das Fremd-Sein entsteht – zwangsläufig – eine Diskussion



«Fühle mich in Manhattan gleich daheim wie in Triesen»: Pio Schurti.



Verantwortlich für Programm und Ablauf und selber Lesender: Mathias Ospelt.

über Heimat. Hektischer als in den USA sei sein Leben hier, sagt Schurti. Und er schreibe hier weniger. Aber: «Ich bin überzeugt, dass Literatur hier genauso entstehen kann wie in einer Grossstadt.» Denn der Stoff dazu, das Leben, ist da, auch in der Heimat, und auch, wenn sie weh tut, die Heimat.

Kundeyt Surdum: «Heimat bedeutet viel, ja, aber was?»

Einer, dem das Fremd-Sein nicht fremd ist, wurde er doch in einem anderen Land geboren, als in dem er jetzt lebt, schreibt er doch in einer anderen als in seiner Muttersprache. Und dies schon seit mehr als 20 Jahren. «Ich habe deutsche Wörter aus Wörterbüchern gelernt. Aber ich habe die guten Wörter von Dichtern gelernt.» Diese richtig zu gebrauchen, darum bemühe er sich. Den

Klang der deutschen Sprache aufzuspüren, und nicht Redewendungen und Klang aus dem Türkischen ins Deutsche zu übernehmen. «Ich schreibe, wenn ich etwas zu sagen habe.» In dem Land, aus dem er kommt, darf nicht jeder schreiben, was er will. Und hier, hier hat er Angst, nicht das zu schreiben, was er nicht schreiben dürfe. «Demokratie macht faul», führt er ins Feld, nicht als Entschuldigung, sondern als reine Tatsachenfeststellung. «Lesen ist schwer, aber zuhören ist noch schwieriger.» Meint es ernst und entlässt seine Zuhörerschaft – übrigens im Schwimmbad versammelt – nach zu wenigen Gedichten.

(K)ein Überblick

Unvollständig, mangelhaft, und überhaupt kein Überblick über den Bücher- und Buchstabenfrühling. Aber doch Zeugnis davon, dass sich Leute Gedanken machen, diese aufschreiben und andere daran teilhaben lassen. Das Nicht-Fremd-Sein hat viel mit Sprache zu tun. Liessen mich die einen das Daheim-Sein spüren, liess mich anderes kalt und und eben fremd, hinterliess mich sprachlos, unfähig zu reagieren. Ich verstehe die Worte, aber nicht deren Aneinanderreihung. Handkehrum finde ich es schön, wenn einer erklärt, dass er auf dem Klo lese. Oder ich spüre die Freude an der Sprache, wenn Gedichte in – wenn auch mir fremden – Dialekt vorgetragen werden. Ich staune und freue mich, wenn einer Geschichten erzählen kann. Auch über das Zuhören lohnte es, sich Gedanken zu machen. Oder über das Sich-Gegenseitig-Vorlesen.

So unterschiedlich wie die Autorinnen und Autoren waren auch ihre Ansichten zum Thema «Fremd-Sein», Anlass zur Auseinandersetzung war also gegeben. Schön, dass Diskussionen entstanden.

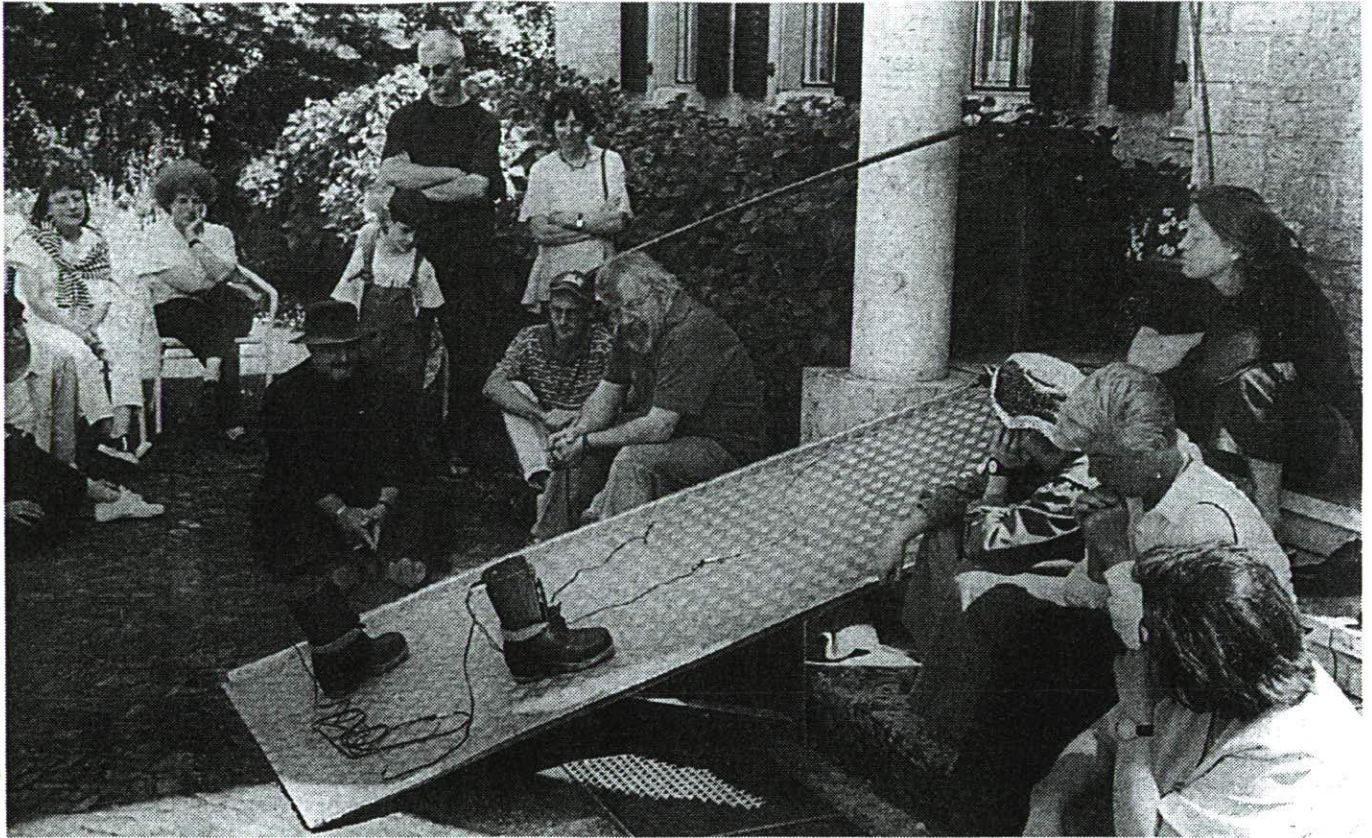
Ist Schreiben bei uns möglich? Schreiben ist möglich.



A3 – Satire, aber ned ums verrecka

«A3 ist inhaltlich offen: Der Staat, Bergwanderungen, Trinkgewohnheiten...» – alles habe seinen Platz auf und in A3, erklärt Jürgen Schremser, einer der Mittäter der bisherigen A3-Blätter. Abonnetten sind gesucht, denn A3 Nr. 3 ist da und es sollen noch mehr werden. Resonanz ist gesucht. Und: Autorinnen und Autoren sind gesucht. «Welcher Fürst ist Dir über die Leber gelaufen?» fragt Nummer 0, Frau Margott betreut den Kummerkasten in Nummer 1, proverbial Gravensteiniani gibt's in Nummer 2 zu lesen, und Nummer 3 ist den Erlebnissen eines Zeitungskorrespondenten beim Tschuttimatch Irland – Liechtenstein anno dazumal gewidmet. Etwas schwammig bleibt, was A3 will? Lesen Sie selbst. A3 erscheint regelmässig, aber ned ums Verrecka, ist erhältlich bei der Edition Eupalinos, im Quäderle 9, Vaduz. Und bald worldwide online übers Internetz...

2/4 Vollsblatt Montag 17. Juni 1996

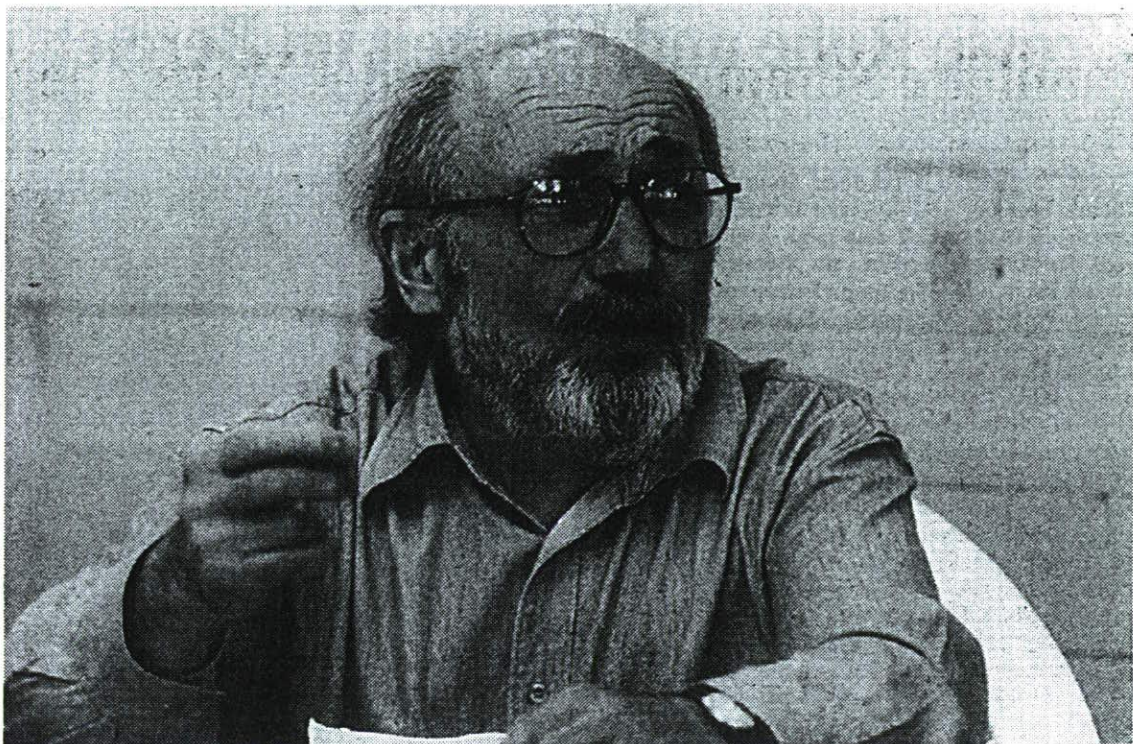


«Bitte Sätze und Wörter an der Gardrobe abgeben»: H. Ehrengast, Regina Marxers Computer-Installation.

314 Volksblatt Montag 17. Juni 1996



Bestritt mit ihrem «Plauderstündchen über Farben und so» den Auftakt des diesjährigen dritten Bücherfrühlings: Die Grafikerin und Kunstschaffende Rita Fehr.



Wurde kürzlich mit dem Johann-Peter-Hebel-Preis ausgezeichnet und schloss den Lese-und-Zuhör-Marathon vom vergangenen Wochenende: Kundeyt Surdum. (Bilder: Heinz Michels)

414 Volksblatt Montag 17. Juni 1996